

Weihnachtszeitung

des

Verbandes der Hausangestellten Deutschlands

Die Gleichheit kam und gab uns Pflicht
und Recht,
Und gab uns Gleichheit, gab uns Selbst-
vertrauen!

Weihnachten 1919

Fürwahr, wir wär'n ein schwächliches Ge-
schlecht,
Beläng es nicht, uns Zukunftswert zu
bauen!

Redaktion: Wilhelmine Käbler, Berlin-Steagitz, Pflanzengasse 18.

Weihnachten 1919.

Aus Winternebeln steigt der Weihnachtstag,
Ein Frösteln zittert glühend überm Hag.

Das dunkle Tannengrün steht schneeweiß
Und eine Mädchenstimme raunt und lockt:

Wo bist du Zeit, da grün die Hoffnung stieg
Erdwärts, da gold'ne Liebe bahnt den Sieg?

Wo bist du Zeit, da holder Kerzenglanz
Wob ärmster Hülle warmen Strahlenkranz?

Wo bist du Zeit, da Kinderstimmen süß
Gesungen uns vom Erdenparadies?

Der Glanz erlosch. Der Kindermund ward stumm.
Die Hoffnung siecht. Not geht im Lande um.

Der Hunger seine blut'ge Geißel hebt,
Daß Atem kaum zu holen wagt, was lebt!

Wo blieb die Kohle, die uns Wärme, Kraft
In tausendfält'ger Weise hat geschafft?

Soll'n wir zugrunde gehn in Not und Leid?
Soll uns zertreten diese harte Zeit?

Sie darf es nicht! Wir aber wolk'n aufs Knie,
Mög sie auch sträuben sich, neu zwingen sie!

Wir alle wollen neu das Leben bauen,
Ta:kräftig, willensstark voll Selbstvertrauen!

Wir alle wollen, daß die Glocke singt
Den Weihnachtsfang, der endlich Frieden bringt!

Nach außen Frieden und nach innen auch!
Dann fällt die Welt ein würz'ger Tannenhauch, —

Dann richten wir den Weltenweihnachtsbaum,
Und unser Hoffen ist nicht mehr ein Traum!

Die Kerzen überglühen dann die Nacht,
Und süße Kinderstimmen sind erwacht, —

Die singen uns das alte Weihnachtslied:
Und allen Menschen Wohlgefallen blüht . . .

Das Kindlein in der Krippe.

Die christlichen Kirchen beider Konfessionen lassen dem Weihnachtsfest Wochen der Erwartung und Sehnsucht vorausgehen: die Adventszeit. Die symbolische Wartezeit, die dem Gläubigen der Jetztzeit das Jahrtausende alte Sehnen und Hoffen auf den versprochenen Heiland, den Messias in die Erinnerung rufen soll, nachdem der Sündenfall der Stammeltern diesen das Paradies und ihren Nachgeborenen das Reich Gottes verschloß. Der Messias muß erst kommen, um durch seine Menschwerdung, sein Leben, sein Leiden, seinen Tod die sehnsuchtsranke Menschheit von der Erb sünd e zu erlösen. Und das erlösende Gotteskind, dieses im Schoße der reinen Jungfrau Fleisch gewordene Wort des heiligen Geistes wird umgeben von Armut, wird von der aus der Gemeinschaft der Menschen verstoßenen jungfräulichen Mutter geboren im kalten Stall von Bethlehäm, wird in der Krippe auf Stroh gebettet, während Engel niederstiegen, um den naiven Hirten, den Proletariern der Vorzeit, das Wunder zu künden, daß der Erlöser geboren sei, der Frieden auf Erden bringe und den Menschen ein Wohlgefallen sei. Die Waisin und Könige des Morgenlandes folgen dem Stern des göttlichen Kindes, das, selbst Friedensbringer, keinen Frieden findet, von den Schergen des Herodes aus dem Land geholt wird, während Hunderte von unschuldigen Kindern hingemetzelt werden, um den Thron des blutigen Tyrannen sicherzustellen.

Die seltsame Kinderzeit, in der wir alle die wunderbar poetische Erlösungslegende gläubigen Sinnes in uns aufnahmen, die unter den Strahlen des leuchtenden Weihnachtsbaumes auf die kindlichen Gemüter einwirkte und noch einwirkt auf die Gemüter all derer, die darin Kind geblieben sind.

Eine Legende? Ja und nein! Eine überwältigende, alles bestrickende Poesie, die deshalb das Kinderherz immer aufs neue so tief ergreift, weil die Sehnsucht nach Erlösung nicht ausstirbt in der Menschenbrust. Und noch mehr eine ergreifende Prophezie, die immer wieder in jedem Befreiungskampf der Menschheit und unterdrückter Völker, Rassen und Klassen in Erfüllung gegangen ist. Rechtet nicht, Ihr skeptisch gewordenen Zweifler, mit denen, die noch glauben an dieses Sternstild der Menschheitspoesie; scheltet nicht die Gottsucher, sonst klagt Ihr Euch an. Oder hofft Ihr nicht auch? Erlebet Ihr nicht auch den Erlöser aus materieller und geistiger Not? Fühlt Ihr nicht, daß dieses alte Weihnachtsevangelium der Erfüllung wieder näherückt.

Wir schreiben Weihnachten 1919. Fünf Jahre riefen wir vergeblich „Friede auf Erden!“ und die Schlinge der Kanonen, das Knattern und Mattern der Maschinengewehre, die Bombeneinschläge der Luftgeschosse übertönten Euren Sehnsuchtschrei, nachdem

der Sündenfall der Augusttage 1914

uns alle aus dem Paradies des Friedens getrieben hat. Die Menschenjöhne würgten sich vier lange Jahre, wie Abel und Kain. Ein langes, blutiges Advent! Ein Meer von Blut und Tränen! Ein Berg von Leichen als Opfer für einen falschen Götzen. Die Götter des Mitleids und des Erbarmens verbüllten ihr Angesicht und kehrten sich ab von den abtrünnigen Menschen, die

vom Erbfluch des nationalistischen Hasses,

der Selbstsucht, des Brudermordes geschlagen wurden. Der Himmel wahrer Menschlichkeit blieb geschlossen und will sich auch jetzt noch nicht öffnen.

In Stockholm wollte 1917 der Stern aufgehen,

aber die Könige Europas sind ihm nicht gefolgt und die wahren Weisen der Völkerverständigung erblickten keine Rasse. Statt zum Betslehem des Nordens pilgerten nach langem weiteren Blutvergießen die Mächtigen der Erde nach Versailles. Aber die Friedensmelodie, die dort angeklungen wurde, hat mit dem Chor der Engel nichts gemein und statt Wohlgefallen allen Menschen wurde dort der Haß, der Hunger und die Vergewaltigung verewigt. Herodes beherrscht noch die Welt und in den Behauungen Wiens ist der Kinder mord noch an der Tagesordnung. Selbst der „Friede“, den uns der „hohe Rat“ bescherte, nachdem er uns zu Bettlern machte, ist noch nicht ratifiziert und Hunderttausende unserer Brüder schmachten noch im Feindesland.

Noch ist kein Anlaß zum Halleluja. Noch dürfen die Herzen all der Sehnsüchtigen nicht aufatmen, noch klaffen die Wunden von Hunderttausenden, noch fließen die Tränen von Millionen Müttern, Frauen und Kindern um die Erschlagenen, um die Gefangenen, um alle die, die ein Opfer des großen Sündenfalls eigener und fremder Gemalthaber wurden.

Noch wird aus Blut und Tränen Gold gemacht; noch tanzen Zehntausende von Ruknickern der Schlächtere um das goldene Kalb, noch liegen Millionen von Proletariern Kindern in Lumpen gebüllt im Stroh, noch harren alle die gequälten Völker mit blutenden Herzen auf die Erlösung aus dem größten Jammer und dem tiefsten Fall, den die Kulturmenscheit jemals tat.

Der christliche Messiasgedanke hat uns nicht erlöst. Der Geist des Christentums ist nicht tief eingedrungen in die Herzen und die Gesinnung seiner Befenner. Hat das Christentum seine Verfünder vor der Verherrlichung des Brudermordes bewahrt? Hat es den Bücherer und Schieber abgehalten, den Weg zum Gewinn über die Leiden der Mitmenschen zu suchen? Hat es die buchstabengläubigen Bauern beider Konfessionen bewahrt, für das Pfund Kartoffeln 50 Pf. und für das Ei 1 Mk. zu nehmen? Ach nein. Das Christentum ist ein dünner Firnis geblieben, der zur Selbstrechtfertigung zur Uebertünchung aller Waalsdienen dient. Der Gottfried sind leider nur wenige, und vor diesen wollen wir den Hut ziehen.

Aber trotz allem!

Der Erlösergedanke lebt

und beherrscht die arme blutende und leidende Menschheit immer neu. Und nie ist die Sehnsucht gewaltiger und die Hoffnung größer, daß es bald, recht bald besser, schöner in der Welt wird, als wenn das Maß des Leidens übergroß wird. Jede Revolution, jedes Sprengen alter Fesseln wird geboren aus dieser Sehnsucht, dieser Hoffnung, aus der Verzweiflung an der drückenden Gegenwart. Der neue moderne Messias, auf den die arbeitende Kulturmenscheit hofft, ist der

Sozialismus.

Er ist die große gesellschaftliche Macht, die den Enterbten, den Müheligen und Beladenen herausheben wird aus der Unfreiheit der heutigen politischen, wirtschaftlichen und geistigen Fesseln.

Ist er schon geboren?

Ist sein Stern schon aufgegangen? Dürfen wir seine Weihnachtshymne schon singen?

Der Sozialismus ist gewiß schon auf dem Marsch,

um seinen Erlösungsgang anzutreten. Aber er läßt sich nicht auf Stroh betten in einer verarmten zerschlagenen Welt. Er braucht zu seiner Geburt ungehemmte vollentwickelte Produktivkräfte. Er will und soll ja der Welt der Arbeit mehr Kulturgüter geben. Und die kann man nicht aus dem Wandtafel zaubern. Die lassen sich nur entwickeln

durch planvolle Arbeit, nicht durch sinnlose Zerstörung.

Was wir durchleben, was die Welt durchhittert, sind erst die Geburtswehen einer neuen Zeit, die unter dem Zeichen der

planvollen sozialistischen Arbeit steht, die geleistet werden muß, um den Bedarf aller zu decken, nicht um dem Profit einiger Weniger zu dienen. Unschonbar wie sein biblisches Vorbild wird der neue Erlöser in die Welt treten, und er wird Verfolgungen und Schmähungen ausgeht sein wie jener. Er wird seinen Herodes finden und hat ihn schon gefunden in den freigereichen Herren der kapitalistischen Welt des Westens. Er wird der Rivalität solcher Propheten ausgesetzt sein, deren Gläubige ihn so wenig anerkennen, wie das „ausgewählte Volk“ des Kind von Betslehem anerkannt hat. Unsere phraisenreichen Maulhelden im Lager zur Linken werden rufen „kreuzige ihn, kreuzige ihn“, und die Schriftgelehrten und Pharisäer der kapitalistischen Welt werden spöttend sagen, daß er von niederer Herkunft, daß er ja nur „des Zimmermanns Sohn“ sei.

Der Erlöser Sozialismus wird verkannt und verachtet sein wie der biblische; er wird angepöbeln, gezeißelt, mit Dornen gekrönt und ans Kreuz der Verachtung geschlagen werden wie jener. Aber er wird siegreich auferstehen, die Welt des Hasses, der Habucht und der Gemeinheit siegreich überwinden und den Menschen den Frieden und ein Wohlgefallen bringen.

Die deutsche Republik, die demokratische und sozialistische, wird sein Betslehem sein; seine lobsingenden Engel und Hirten werden die sein, die im Schweige des Angeichts mit Hand und Kopf arbeiten, und die Krippe, darinnen er geboren wird, sind die Schächte und Hütten. Und nicht Weiraudhahnen und Myrrhendüste werden die Opfergaben sein, die man ihm darbringt, nein Hunderttausende von Fabrikschlotten werden Zeugnis ablegen von der umgestaltenden Kraft, die ihm innewohnt. Und die Menschheit wird jubelnd aufatmen, in freudiger Arbeit leben, befreit von der großen Erbünde der militaristischen und kapitalistischen Vergangenheit das große ewige Weihnachtstfest der Arbeit und der Freiheit feiernd.

Verloren.

Von Detlev v. Liliencron.

1

Die erste Schlacht war geschlagen. Der Sieger lagerte auf dem Gefechtsfeld. Der Rauch zahlreicher Bivakfeuer stieg zum wolkenlosen Frühlingssnachtshimmel empor. In der Ferne, bei den Feldwachen und Patrouillen, fielen einzelne Schüsse.

Wichts der egerlichen Walfahrt dunkelte, in festes Mondlicht getaucht, ein Waldhagen. In seiner Mitte stand ein einsiedl. ges. jagdschlößchenähnliches Haus. Vor dem breitere sich ein großer Rajenplatz, von zwei Kesseln umrahmt. Am andern Ende des freien Raumes, gerade der vordern Seite des Gebäudes gegenüber, trat, wie eben aus dem Walde kommend, die Diana von Versailles, auf breitem Sandsteinsockel, hervor.

Hier hatte sich ein heißer Kampf abgespielt. Tür und Fenster waren zertrümmert; Angespuren in den Wänden. Gestallene, Grenadiere, Schmerz und Wut noch auf den Gesichtern, hatten mit ihrem Blut den Rasen gefärbt. Einer lehnte am Sockel der Diana. Sein Radzen war zerdrückt; die halb offenen Augen sahen zu ihr auf. Die altägyptische Göttin hatte dem deutschen Krieger den Weg zur Walfahrt gezeigt.

Einige Schritte vor seinen Soldaten, kurz vor der eingeschlagenen Tür, lag ausgestreckt ein junger Offizier. Das blasse Gesicht war zur Seite geneigt. Unter dem Helm hervor drängte sich zwischen die gebrochenen Augen eine dicke schwarze Locke. Seine Rechte hielt noch wie im Leben den Degen umfaßt. Die Linke lag auf dem Herzen. Nur ein einziger Blutstropfen war ihm aus der Wunde auf die Hand geträufelt, im Sternensicht glänzend, als wäre er ein Rubin, der zu dem kleinen, den vierten Finger umschließenden Goldreife gehörte.

Frühlingstriebe. Es war so still, wie Stein auf Gräbern ruht. Ab und zu nur rauschte ein Windhauch durch die Ähren, fliegend und gleichgültig zugleich; er rauschte das ewige Lied des Todes — der Entjagung.

11.

Dieselbe Frühlingssnacht lag auch auf Wald und Feld, auf Stadt und Dorf im Norden unzers. Vaterlandes. In dem kleinen Orte war alles schon zur Ruhe gegangen. Auch im großen, schlößchenartigen Hause des Amtmanns schien alles still. Hinter den Fenstern waren die weißen Vorhänge heruntergelassen. Nur nach der Gartenseite im Erdgeschoss standen zwei Fenster weit auf. Ein persischer Teppich bedeckte den Fußboden des Zimmers. Auf dem runden Tisch vor dem Sofa stand eine Lampe, die den Raum hell erleuchtete. Den Fenstern gegenüber war ein Ledstein hingeschoben. In die Nacht hinaus stang das Impromptu No. 2, Opus 142 Nummer 2, von Franz Schubert. Der Zwischenakt wurde zu schnell, zu leidenschaftlich gespielt; es lag wie Angst und Unruhe darin. Bald waren auch die letzten Akkorde des entzündenden kleinen Stückes verhallt.

In weiter Ferne hörte man Gesang. Bald deutlicher, bald schwächer. Es waren Soldaten, die auf dem Weg zur Grenze marschierten, wo der Krieg in diesen Tagen ausgebrochen war.

Jetzt klang es klar zu ihr herüber:

Kein schöner Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen,
Auf grüner Heide, im freien Feld,
Darf nicht hör'n groß' Wehklagen.
Im engen Bett nur ein' allein
Muß en den Todesreihen;
Dier findet er Gesellschaft fein,
Fall'n mit wie Kräuter im Maien.

Sie horchte atemlos. Der Mund öffnete sich ein wenig. Die Augen wurden größer. Auf dem hohen Gesicht prägte sich Angst und Sorge aus.

Mit Trommelflag und Pfeif' ngetön
March frommer Held ward begraben;
Auf grüner Heide gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm tut er haben!

Klang es, schwächer und schwächer werdend.

Auf grüner Heide gefallen schön,
Unsterblichen Ruhm tut er haben!

Hörte sie noch einmal deutlich.

Die Stirn tief gebeugt, die Augen geschlossen, so hatte sie die letzten Töne vernommen. Nun war es still und einsam um sie her. Langsam ging sie zum Flügel:

Kein schöner Tod ist in der Welt,
Als wer vom Feind erschlagen . . .

Sie spielte und sang das alte schöne Soldatenlied. Als sie geendet hatte, lag noch lange die rechte Hand auf den Tasten. Wie oft hatte er es ihr gesungen mit seiner klaren, ruhigen Stimme. Sie hatte ihn begleitet. Begeistert hatte er dann von den Volks- und Soldatenliedern erzählt. Wie sich die Soldaten selbst ihre Melodien zurechtlegten, zuerst durch kleine Abänderungen von alten Kirchen- und Volksweisen. Wie die Grundstimmung fast in allen ihren Gesängen weich und ernst sei; wie durch alle das Heimweh ziele, oft unbewußt.

Ein Nachtstiller flatterte um die Leuchte. Sie erhob sich und ging ans Fenster. Die obere Fläche der linken Hand legte sie an die Seitenwand und stützte die Stirn hinein. Aus den großen grauen Augen brachen Tränen, unquihaltig.

Ob und zu rauschte ein Windhauch durch die Zweige, klagend und gleichgültig zugleich; er rauschte das ewige Lied der Entsagung — des Todes.

Vom Heiraten.

Ursprünglich, in den Zeiten der Wildheit, brauchte der Mensch überhaupt nicht zu heiraten, denn er kam gewissermaßen verheiratet auf die Welt. Verheiratet mit einer ganzen Gruppe des anderen Geschlechts. Nur daß die Größe dieser Gruppe immer mehr schwand mit dem Vordringen, die Jünglinge (den Geschlechtslehre zwischen Nabalverwandten) zu vermeiden.

Später, in der Zeit der Barbarei, in der die Menschen in einer sehr lösen Einbe — der Paarungsbeziehung — zusammenlebten, war die Regel, daß die Mütter die Ehen ihrer Kinder verabredeten. Dabei Rücksichten auf neue Verwandtschaftsbande, auf eine stärkere Stellung in Gens und Stamm den Ausschlag gaben.

Noch stärker wirkten wirtschaftliche Rücksichten zur Zeit der Zivilisation, in der Zeit, in der wir auch heute leben, auf die Ehe ein, da ja die ganze Ehe mit dem Weg des Privateigentums über das Gemeinvermögen und mit dem Aufkommen des Vaterrechts auf den Gedanken an die Vererbung des Vermögens gegründet war. So blieb die Heirat bis zum Ende des Mittelalters in den allermeisten Fällen eine Sache, bei der die Beteiligten gar nicht gefragt wurden. Oft werden — wie bei den Indianern — die Kinder schon miteinander verlobt, ohne daß diese eher etwas davon erfahren, als bis die Zeit zum Heiraten gekommen ist. Und in Indien kommt es sogar vor, daß die Kinder verlobt werden, noch ehe sie überhaupt geboren sind — unter der Voraussetzung natürlich, daß die eine Familie einen Sohn und die andere eine Tochter bekommt.

Wie groß der Einfluß der Eltern auf die Heirat heute noch ist, sehen wir an dem Gesetz, nach dem die Heirat an die Einwilligung der Eltern gebunden ist. Dieses Gesetz besteht in allen Ländern, in denen die Kinder Anspruch an einen Pflichtteil vom elterlichen Vermögen haben, wo sie also nicht enterbt werden können. Zu diesen Ländern gehört auch Deutschland.

Nur wo die Eltern die volle Freiheit haben, über ihr Vermögen zu verfügen und ihre Kinder nach Belieben enterben können — wie in England —, da ist die Eheverbindung nicht von der Einwilligung der Eltern abhängig. Man sieht, wie eng die wirtschaftlichen Verhältnisse mit der Ehe verknüpft sind. Denn in Wirklichkeit besteht ja diese Freiheit der Eheverbindung auch in England nur auf dem Papier. Da die Kinder, wenn sie nicht auf das elterliche Vermögen verzichten wollen, doch gezwungen sind, den Eltern zum mindesten ein Einspruchsrecht bei der Eheverbindung einzuräumen.

Auch das Christentum änderte an diesen Dingen nichts. Erst nach der Reformation, als es „Pflicht“ der Eheleute wurde, einander zu lieben, drang allmählich die Erkenntnis durch, „ob es nicht ebenso sehr Pflicht der Liebenden sei, einander zu heiraten und niemand anders?“

„Bis dahin“, sagt Friedrich Engels, „war es unerhört geliebten, daß die gegenseitige Reizung der Beteiligten der alles andere überwiegende Grund des Ehechlusses sein sollte. So etwas kam vor höchstens in der Romantik — oder bei den unterdrückten Klassen.“

So wissen wir, daß die volle Freiheit der Eheverbindung erst dann allgemein durchgeführt werden kann, wenn die kapitalistische Produktion und mit ihrem Eigentumsverhältnissen alle Nebenrücksichten beseitigt sind, die jetzt noch einen so mächtigen Einfluß auf die Ehenwahl ausüben. Erst dann wird die gegenseitige Zuneigung der einzige Heiratsgrund sein.

Kurt Heilbut.

Schrei!

Warum bin ich nicht frei,
frei, wie so viele Menschen?
Warum bin ich gefesselt,
Gefesselt wie ein Verbrecher?

Wenn auch nicht gefesselt mit Ketten
an einen eisernen Pfahl,
muß ich doch der Menschen Diener
im niedrigsten Stande sein.

Keine Minute mein eigener Herr
im Tun und im Schaffen,
und läßt's ihnen gelingen,
so wären Gedanken auch nicht mehr frei.

Doch ihr sollt mich nicht unterliegen,
so sehr ihr auch drohet und schreit. —
Ich will frei sein!
Und werde es sein!

Elisabeth Dögg.

Marie.

Blauderei von Helene Grünberg.

Schön war es im Gartenzimmer, wo die alte Dame, nach sorgfamer Morgentoilette, mit Hilfe ihrer Hausangestellten behaglich in dem Lehnstuhl saß und die Zeitungen durchblätterte. Nichts Besonderes! Sie legte die Zeitungen zur Seite und nahm eine Handarbeit.

Sonnenstrahlen lockten den Blick hinaus ins Grüne. „Es ist wahr“, murmelte Frau Gehler vor sich hin, „jeder Tag ist ein Geschenk, wenn nur der Mensch diese Einsicht frühzeitig erhalten möchte.“ Ihr Auge schweifte über die alten Türmchen und Dächer der Stadt, sie versank in Grübeleien. Was doch die alten Baumeister an Stillschönheit aufzubringen wußten. Alles einfach, alles zweckmäßig, eins dem andern angepaßt und jedes doch anders. „Ja“, entfuhr es ihren Lippen, „diese Alten, sie arbeiteten mit Vorbedacht, und alles, was sie taten, entsprang der Liebe zur Sache.“

Marie war eingetreten. Sie betrachtete ihre alte Dame eine Weile und freute sich über den seltsam selbstvergessenen Ausdruck ihres Gesichtes. Sie bekam es nicht fertig, das, was sie auf dem Herzen hatte, vorzubringen. Keine schlich sie sich wieder hinaus. Nach dem Mittagessen aber ging das Gespräch an. „Sie müssen ein wenig fortgehen, denn das ewige Sitzen bekommt Ihnen nicht.“ meinte Marie, „mehr Bewegung hat der Arzt gesagt, denn sonst werden die Glieder zu steif.“

„Ja, ich weiß schon! Hinausgehen wollen Sie mich wieder! Das immerwährende Pugen, als ob bei uns nicht alles sauer ist. Fortwährend wollen Sie stöbern, und doch blinkt und blinzelt die ganze Wohnung. Nein, nein! Heute bringen Sie mich nicht aus der Wohnung.“ Ein freundliches Lächeln huschte über ihr Gesicht, und alle Einwände ihrer Hausangestellten hatten keinen Erfolg.

Nachmittags kam ein langweiliger Besuch, seufzend fügte sich Frau Gehler in das leere Gespräch und atmete erleichtert auf, als sie wieder allein war. „Nein, Marie, es ist kaum glaublich, welchen Blödsinn die heutige Welt zuammenschwächt. Fühle mich tausendmal wohler bei der Unterhaltung mit meinen Büchern. Die Menschen sollten mehr Goethe lesen, dann würden sie das Leben besser kennenlernen. Menschen und Dinge würden ihnen in einem ganz anderen Licht erscheinen. Die Achtung vor jedem Menschen, die Schätzung jeder Arbeit würde eine weit größere werden.“

„Na“, sagte Marie einzuwenden, „der Goethe, das ist doch auch so ein alter Sünder!“

Frau Gehler wurde ganz erregt. Sie lehnte sich zurück, schaute zum Bücherregal und ersuchte Marie, ihr den „Faust“ zu reichen.

Mit einem pfiffigen Lächeln reichte Marie das gewünschte Buch der alten Dame, welche es mit gutem Dank entgegennahm.

„Also ein alter Sünder soll mein Goethe sein“, wiederholte sie. Die Stimme zitterte ein wenig. „Nein, Marie! Das dürfen Sie nicht wieder sagen. Gaben Sie übrigens schon Goethes „Faust“ gelesen?“

„Eigentlich nicht“, mußte Marie eingestehen. „Kreiden Sie eine leidenschaftliche Leserin von Romanen war. Aber sonst weiß ich“, meinte sie trotzig, „daß der „Faust“ ein Teufelsbeschwör-



rer war und daß der „Goethe“ viel Liebchaften gehabt hat und das arme Gretchen sitzen gelassen hat und sie dann zur Kindesmörderin geworden ist.“

„So! So!“ Frau Gehler mußte herzlich lachen. „Ein alter Sünder und Teufelsbeiwörter — mein Goethe — was sich doch die Menschen alles zusammenreimen. Sagen Sie mal, Marie, woher haben Sie eigentlich diese Weisheit?“ Aufmerksam ruhten die Augen der alten Dame auf Marias Gesicht.

„Woher?“ Marie lachte. „Das wird immer gesagt! Und es gibt doch auch ein Theaterstück von Goethe, wo der Faust das Gretchen verführt und sie nicht heiratet, also ist es doch ein alter Sünder. Und mit dem Teufel hat er sich auch verflücht, denn im „Faust“ kommt eine richtige Hexenküche vor. Und schon als Kind habe ich die Geschichte von dem Zauberfünkle, dem Dr. Faust, gehört.“

„Ach so, nun haben wir es ja, warum Sie unsern Wolfgang Goethe mit so eigenartigen Gefühlen betrachten. Ich will Ihnen nun einmal sagen, wer der Dr. Faust war und dann auch, wie Goethes „Faust“ entstanden ist.“

„Ist denn das nicht ein und dasselbe?“ meinte Marie einzuwenden. „Wir wurden als Kind immer graulich gemacht; wenn wir nicht gehorchen wollten, hieß es, euch soll Dr. Faust holen! Dieser Dr. Faust sollte einen Mantel haben, der ihn durch die Lüfte trug, und konnte darum schnell die Kinder in die Hexenküche einverrennen. Alle Zauberfünkle beherrschte er, es wurden gruselige Geschichten von ihm erzählt.“

„Ja, der Dr. Faust und Goethes „Faust“ sind allerdings zwei verschiedene Personen.“ Frau Gehler war ganz angeregt, ein feines Rot flog über ihr ehrwürdiges Gesicht. Und mit jugendlich in Eifer, als gelte es, eine Welt zu verteidigen, sprach sie von Wolfgang Goethe, der schon als Knabe die wunderliche Fabel vom Dr. Faust gelesen habe und damals vom Leben dieses seltsamen Mannes, der als Schwarzkünstler und Teufelsbeiwörter verfahren war, einen starken Eindruck empfangen hatte.

Dieser Dr. Georg Johann Faust, fuhr sie fort, „lebte zur Zeit Dr. Mart'n Luthers, also um 1500. Die Zeiten der Reformationskämpfe steigen vor einem auf, wenn man die beiden Männer, Dr. Faust und Luther, miteinander ringen sieht. Damals war die Naturwissenschaft und Chemie noch nicht so weit vorgeschritten wie zu Goethes Zeiten, der ja drei Jahrhunderte später seinen „Faust“ schrieb. Goethe hat seinen „Faust“ erst nach 1800 geschrieben. Und hier wird Faust eine Persönlichkeit, die unsterblich ist, denn das Leben, das ganze große Leben, spiegelt sich darin wider.“

„Na, wenn das so ein großer Mann war, warum verführt er denn das arme Gretchen?“ protestierte Marie aufs neue.

„Aber, Marie, Sie sind doch der reinste Mephisto, der Geist des Widerspruchs ist bei Ihnen so stark, daß ich böse werden könnte, wenn ich nicht wüßte, es ist der Drang nach Wahrheit und genaues Wissen, der Ihnen diese Worte in den Mund legt.“

„Nun, mit dem Gretchen,“ fuhr Frau Gehler gütig fort, „verhält es sich folgendermaßen: Goethe schildert hier die so leichtgläubigen Mädchen, die alle Liebeschwüre der Männer für bare Münze nehmen und nachher, wenn sie sich verlassen sehen und ein Kindlein zur Welt bringen, ohne den Vater nennen zu können, dann rast Mut und Verzweiflung durch das arme Köpfchen, und sie werden oft zur Kindesmörderin in ihrer Not und Verzweiflung. Diese lustigen, lebensfrohen Mädchen, die keinem Menschen etwas zu Leide hätten tun können, werden durch den Diebstahl mit seinen Folgen zu Verbrecherinnen, weil sie in ihrer Angst nicht wissen, wie sie die Frucht ihres Leibes verbergen sollen. Und die Welt urteilt hart, und der eigene Bruder hat kein Mitgefühl für die Schwester, sie hat den Kranz verloren, sie ist eine Geächtete. Goethe läßt das Gretchen selber sagen: „Wie konnt ich sonst so tapfer schmälen, wenn töt ein armes Mädchen fehlen! — Doch alles, was mich dazu trieb, Gott! war so aut! ach, war so lieb!“ Nein, nein Marie, die Mädchen sollen „Faust“ lesen, denn Goethe will die Mädchen warnen, darum schildert er die Freuden und Leiden des Gretchens.“

Frau Gehler lachte, als Marie einwendete: „Ja, die Männer sind die richtigsten Teufel, aber Weiber haben auch den Teufel im Leib, denn die Frau Marte war doch eine richtige Kupplerin und hatte am Unalüd Gretchens die größte Schuld mit.“

„Sehen Sie, Marie, nun kommen wir zu des Pudels Kern,“ sagte Frau Gehler und atmete tief auf: „Das ist der Grundzug in Goethes ganzen Werken: In seinem „Faust“ ringt der Teufel mit dem Engel, oder das Schlechte im Menschen mit dem Guten. Der Unberstand der Menschen wird durch böse Menschen mißbraucht, und gute Menschen haben darum so große Mühe, den Verstand des Menschen zu wecken, um ihn zum vernünftigen Handeln zu bewegen.“

„Aber, Frau Gehler, dann bin ich doch der Teufel,“ erwiderte sich Marie, „denn vorhin sagten Sie, ich wäre der reinste Mephisto!“

„Schon gut! Nur richtig! Ich wollte damit bloß sagen, daß sie einen Widerspruchsgeist in sich haben, aber einen gelunden Widerspruchsgeist, denn Sie glauben nicht alles, was Ihnen einer sagt. Sie wollen in allen Sachen klar sehen, und das ist gut. Sie wollen sich ihr eigenes Urteil bilden, und das soll der Mensch auch. Dieser Widerspruchsgeist, den Sie beüßen, ist nicht mit Raueisheit zu vergleichen, und darum plaudere ich ja auch so gern mit Ihnen.“

„Danke für das Kompliment, Frau Gehler, ich will nun Goethes „Faust“ recht genau lesen und auch Gretchen und Faust und vor allen Dingen auch den Mephisto aufmerksam betrachten. Nur eine Frage gestatten Sie noch: Ist der Faust in die Hölle gekommen?“

„Wie können Sie das denken!“ rief Frau Gehler freudestrahlend, „Faust hat den Teufel bezwungen und dadurch die Liebe Gretchens wiedergewonnen.“

Die Abschaffung der gewerbsmäßigen und privaten Stellenvermittlung.

Seit über zehn Jahren ist der Verband bemüht, die gewerbsmäßige Stellenvermittlung abzuschaffen. Wo die städtischen Arbeitsnachweise unseren Wünschen nicht entsprachen, richteten wir eigene Stellennachweise ein. Und wir dürfen mit Recht sagen, daß viel Gutes damit geschaffen wurde. Während des Krieges und seit Ausbruch der Revolution hat sich dieses Bild verändert; wir haben keine eigenen Stellennachweise mehr, sondern sind den partikularistischen städtischen Arbeitsnachweisen angegliedert. Damit haben wir nicht nur als Verband, sondern erst recht als organisierte Kolleginnen und Kollegen die Verpflichtung übernommen, die gewerbsmäßigen und privaten Stellenvermittler zu meiden. Leider ist hier aber zu beklagen, daß sie noch allzu oft von unseren Mitgliedern aufgesucht werden. Aus Unkenntnis oder aus Nichtwollen? Ausreden, auf dem Arbeitsnachweis erhalte ich keine Stelle, können wir nicht gelten lassen. Denn da, wo die Hausangestellten sind, sind auch die Herrschaften; nur unser Wille ist notwendig, die gewerbsmäßige und private Stellenvermittlung abzuschaffen.

Unsern Einfluß konnten wir noch nicht so weit ausdehnen, weil immer neue Kollegen und Kolleginnen zu uns kommen; deshalb war es eine unserer ersten Aufgaben im November des vorigen Jahres, daß wir die Forderung auf Abschaffung der gewerbsmäßigen und privaten Stellenvermittlung an das Reichsarbeitsministerium sandten. Da bis Mitte März d. J. noch keine Verordnung erfolgt war, wurde bei der Preussischen Landesversammlung beantragt, sie wolle beschließen:

„Jede gewerbsmäßige und private Stellenvermittlung gegen Entgelt ist zu unterlagen.“

Am 1. Dezember d. J. fand dieser Antrag im Ausschuß für Handel und Gewerbe auf der Tagesordnung; er wurde trotz langer Debatte von allen bürgerlichen Parteien, von den Demokraten bis zu den Deutschnationalen, abgelehnt. Sie haben eine Stimme mehr als die sozialdemokratischen Parteien. So wenn diese in den Parlamenten die Mehrheit hätten, wäre manches besser. Dasselbe Schicksal hätte ein anderer, auch von uns gestellter Antrag teilen müssen, wäre er nicht zurückgezogen worden. Er lautet:

„Die verfassunggebende Preussische Landesversammlung wolle beschließen:

die Staatsregierung zu veranlassen, unter Ausschaltung jeder gewerbsmäßigen und privaten Stellenvermittlung in allen Städten und größeren Landgemeinden Arbeitsämter einzurichten. Eine der wichtigsten Aufgaben dieser Arbeitsämter wird die Arbeitsvermittlung aller Arbeitskräfte sein, die beruflich angegliedert und partikular vertreten sein sollen. Für diese Arbeitsvermittlung besteht für die Unternehmer und Arbeiter seitens des Bezirks die Benutzungspflicht.“

Er wurde zurückgezogen, weil der Regierungsvertreter erklärte, „daß im Reichsarbeitsministerium die Rotverordnung vom 12. September d. J. über die Einrichtung von Arbeitsnachweisen mit größter Beschleunigung zu einem Reichsesebentwurf verarbeitet werde.“ Demnach hätten wir Hoffnung, werden aber die bürgerlichen Parteien in der Nationalversammlung aus diesem Gesetz etwas machen, was für uns nichts taugt?

Alle Beschlüsse, das Annehmen von Resolutionen nützen nichts, wenn wir verlagen. Meiden wir selbst die gewerbsmäßigen und privaten Stellenvermittler, sorgen wir für weiteste Verbreitung unter unserer Kollegenschaft; denn ist die „Bare Hausangestellten“ nicht mehr da, müssen die Leute von selbst ihre „Porten“ schließen. Darum richten wir an alle den Appell: „Meidet die gewerbsmäßigen und privaten Stellenvermittler!“

Ruise Rähler.

Die neuen Verbandsbeiträge sind ab 1. Januar 1920 folgende: § 5 des Statuts lautet:

Der im voraus zu zahlende Beitrag beträgt in Beitragsklasse I bis zu einem Monatsgehalt von 30 Mk. 100 Pf., in Beitragsklasse II bis zu einem Monatsgehalt von 60 Mk. 150 Pf., in Beitragsklasse III bei einem Monatsgehalt über 60 Mk. 200 Pf.

Das Eintrittsgeld beträgt 1 Mk. Ferner machen wir darauf aufmerksam, daß das neue Statut ab 1. Januar 1920 in Kraft tritt. Die Ortsgruppenleitungen haben die Weisung, an alle Mitglieder ein solches abzugeben. Wir bitten deshalb, davon regen Gebrauch zu machen, denn durch seine Kenntnisnahme wird das Zusammenarbeiten zwischen Mitgliedern und Vorstand in fruchtbringender Weise gefördert.

Entscheidung von Dienstherrn-Streitigkeiten.

Es kommt im Rechtsleben nicht nur darauf an, daß man das Recht auf seiner Seite hat, sondern daß man in Wirklichkeit auch zu seinem Rechte kommt. Und daran mangelt es leider häufig, namentlich im Arbeiter- und Angestelltenrecht. Wir besitzen — namentlich jetzt — viele schöne Bestimmungen in den Gesetzen zum Schutze der arbeitenden Bevölkerung geschaffen, aber mit ihrer sinngemäßen Anwendung ist es noch schlecht bestellt. Die Hauptverantwortung für eine sachgemäße Durchführung gesetzlicher Vorschriften trägt die Rechtsprechung. Sie kann es fertig bringen, daß irgendeine Absicht des Gesetzgebers hinfällig oder gar in ihr Gegenteil verkehrt wird. Hinsichtlich der Arbeiter- und Arbeiterinnenschutzbestimmungen ist das bisher in großem Umfange festzustellen gewesen. Das hat seine Ursache zum guten Teil darin, daß die Rechtsprechung in der Regel von Personen aus Kreisen ausgeübt wurde, die den Erfahrungen und Empfindungen der Arbeiterschaft recht fernstand. Mit Recht ist deshalb schon längst die Forderung entstanden, auch unsere Rechtsprechung zu demokratisieren durch Beteiligung von Leuten aus dem Volke.

Die Hausangestellten haben bis zu den letzten politischen Umwälzungen sehr unter jener Ungunst der Verhältnisse zu leiden gehabt. Nicht nur daß an sich schon die für sie vorhandenen gesetzlichen Vorschriften äußerst mangelhaft waren, sondern weil gerade für sie der Weg, um zum Rechte zu kommen, ganz unvollkommen war. So kam es, daß selbst die einzigen Schutzmaßnahmen, die in einigen Gesetzen für das „Gesinde“ vorhanden waren, so gut wie wirkungslos blieben. Die Revolution hat eine Menge alter, vermoderter Einrichtungen, wie die Gesindeordnungen usw. weggespült, ohne an ihre Stelle einen zeitgemäßen Ersatz zu stellen. Nach den bisherigen Einrichtungen waren im allgemeinen die Amtsgerichte zur Entscheidung von Streitigkeiten aus dem Dienstvertrag und Dienstverhältnis berufen. Vor Anstrengung der Klage hatte ein polizeiliches Sühneversuch stattzufinden; fiel er ungünstig aus, so war ein polizeiliches Attest auszustellen, in welchem bescheinigt wurde, daß der polizeiliche Sühneversuch ohne Erfolg geblieben sei. Diese Vermittelung durch die Polizei ist nunmehr auch beseitigt; es ist aber keine andere Einrichtung an ihre Stelle gesetzt worden. Wenn auch nicht häufig, so wird es aber doch immerhin vorgekommen sein, daß durch das polizeiliche Eingreifen ab und zu dem Hausangestellten geholfen wurde, wenigstens in Fällen gröblicher Verstöße der Dienstherrschaften gegen die gesetzlichen Bestimmungen. Es ist deshalb jetzt hier eine Lücke eingetreten, da nur übrig bleibt, das Amtsgericht unmittelbar, also direkt, anzurufen. Es ist hinlänglich bekannt, wie umständlich und zeitraubend das Verfahren vor dem Amtsgericht ist. Dabei bleibt auch der oben schon festgestellte Einwand bestehen, daß die Amtsrichter nicht selten Leute sind, die der sozialen Lage der Hausangestellten recht wenig Verständnis entgegenbringen, schon weil sie meist selbst Hausangestellte halten. Eine Neuorganisation des Rechtsweges für Hausangestellten-wichtigkeiten ist deshalb die dringendste Forderung, die zurzeit von uns zu erheben ist.

Augenblicklich hat man sich mit einigen Erfolgeinrichtungen beholfen. Und zwar, da eben die Gesetzgebung noch nicht eingegriffen hat, mit einer „Notstandsaktion“ mehr privater Art. Man ist dazu gekommen, in den von den Arbeitsgemeinschaften der Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus der Hauswirtschaft abge-

schlossenen Tarifverträgen (Hausangestelltenordnungen) Schlichtungs- oder Schiedsinstanzen vorzusehen. Es wird damit nur der Gepflogenheit anderer Tarifverträge (der gewerblichen Arbeiter usw.) gefolgt, die schon längst solche Institutionen besitzen. Sie haben unter anderem den Vorteil, daß sie aus beteiligten Kreisen, also Sachverständigen, darunter auch Vertretern der Arbeiter selbst, zusammengesetzt sind.

Vor uns liegt die „Hausangestelltenordnung für die Provinz Sachsen und Anhalt“, in der es im § 5 wie folgt heißt: „Bei Streitigkeiten über Lohn- und Arbeitsbedingungen sollen, wenn anders keine Einigung erzielt werden kann, Schlichtungsausschüsse in Anspruch genommen werden. Als Schlichtungsausschüsse gelten die (örtlichen) Arbeitsgemeinschaften. Gegen die Entscheidung der Schlichtungsausschüsse steht innerhalb einer Frist von 14 Tagen eine Berufung an die Arbeitsgemeinschaft für die Provinz beider Parteien zu. Im Falle der Berufung und im Falle der Stimmengleichheit (der örtlichen Schlichtungsstelle) entscheidet die unter 1 genannte Arbeitsgemeinschaft endgültig. Vor endgültiger Entscheidung dürfen weder die Hausangestellten die Arbeit einstellen noch die Arbeitgeber die Hausangestellten fristlos entlassen. Führt ein Arbeitgeber die durch Einigung oder Schiedspruch festgesetzten Bedingungen nicht aus, so sind die Angestellten berechtigt, die Arbeit einzustellen. Führt der Hausangestellte die durch Einigung oder Schiedspruch festgesetzten Bedingungen nicht aus, so steht dem Arbeitgeber die fristlose Kündigung (Entlassung) gegen den betreffenden Hausangestellten zu.“ Diese Vorschriften sind in ihrem Sinne anderen Provinzial-Hausangestelltenordnungen entnommen.

Wie dieses Vermittlungs-, Güte- oder Sühneverfahren örtlich geregelt werden kann, zeigt das Beispiel der Stadt Halle a. S. Dort ist beim Arbeitsamt eine „Fachabteilung für Hausangestellte“ gegründet worden. Sie setzt sich zusammen aus je fünf Vertreterinnen der Dienstherrschaften und Hausangestellten. Zu den Aufgaben der Fachabteilung gehört „die Schlichtung von Streitigkeiten aus dem Dienstverhältnis“. Hierüber heißt es in § 5 des näheren: „Die Schlichtung von Streitigkeiten durch den Sachausschuß findet nur statt, sofern die Leiterin der weiblichen Abteilung im städtischen Arbeitsamt nicht vermittelnd eingreifen kann. Im übrigen wird für die Schlichtung von Streitfällen aus der Zahl der Mitglieder des Sachausschusses jeweils ein besonderer paritätisch zusammengesetzter Schlichtungsausschuß gebildet, der aus zwei Mitgliedern unter Vorsitz einer vom Sachausschuß auf ein Jahr gewählten rechtskundigen Persönlichkeit besteht. Für den Vorsitzenden ist ein Stellvertreter vom Sachausschuß zu wählen. Die Leiterin der weiblichen Abteilung des städtischen Arbeitsamtes gehört dem Schlichtungsausschuß mit beratender Stimme an. Die Auswahl der jeweiligen Mitglieder (d. h. die Hinzuziehung von Beisitzern) liegt im Ermessen des Vorsitzenden.“

Seit etwa dem Vierjahr, seitdem die Einrichtung besteht, ist sie schon sehr stark in Anspruch genommen worden. Die weitaus meisten Fälle wurden jedoch von der Leiterin der Fachabteilung ohne weiteres erledigt. Nur bei einer geringen Zahl mußte der Schlichtungsausschuß zusammentreten. Die Schlichtungsausschüsse (und zwar sowohl die provinziellen wie die örtlichen) können keine rechtsgültigen, rechtskräftigen Entscheidungen treffen. Sie können ebenfalls nur in Güte vermitteln und schlichten. Gelingt das nicht, so ist nichts zu machen und es bleibt nichts anderes übrig, als das Amtsgericht anzurufen. Ein weiterer Mangel besteht noch darin, daß die Schlichtungsstellen im Grunde nur tätig sein können zwischen Dienstherrschaften und Hausangestellten, die den beiderseitigen Vertrag schließenden Organisationen angehören. Für außerhalb dieser Verbände stehende Personen kann ein Schlichtungsausschuß nur tätig sein, sofern der jeweilige Tarifvertrag allgemein vom Arbeitsministerium als „rechtsverbindlich“ erklärt worden ist. Es ist uns aber noch nicht bekannt geworden, daß dies schon hinsichtlich eines Tarifvertrages geschehen wäre. Zwar können auch außerhalb der vertragsschließenden Organisationen stehende Leute den Schlichtungsausschuß anrufen, doch würde dann nur der Ausschuß freiwillig tätig sein und es würde, wenn er Vorladungen erläßt, kein Zwang bestehen, ihnen Folge zu leisten. Aus allen diesen geht hervor, daß die Schlichtungsausschüsse in ihrer jetzigen Gestalt noch eine recht unvollkommene Einrichtung sind. Was insbesondere den erwähnten Provinzial-Schlichtungsausschuß betrifft, so glauben wir nicht, daß er trotz seines annähernd einjährigen Bestehens schon eine Tätigkeit aus-

Eine gesetzliche Regelung der Rechtshilfe für die Hausangestellten ist deshalb dringender denn je. Es müßten die Schlichtungsausschüsse für Hausangestellte bei den öffentlichen Arbeitsnachweisen (Arbeitsämtern) als eine obligatorische Einrichtung festgelegt werden. Die streitenden Parteien müßten den Erscheinungszwang auferlegt bekommen. Im übrigen müßte es dabei bleiben, daß die Ausschüsse nur gütlich vermitteln können. Kommt eine Einigung nicht zustande, müßte es möglich sein, im Wege der Klage das zuständige Gewerbegericht anzurufen, das natürlich überall vorhanden, also ebenfalls wie die Arbeitsnachweise obligatorisch sein müßte. Das Gewerbegericht hat dann endgültig zu entscheiden, sofern es sich nicht um größere Streitobjekte handelt. Die erwähnten Provinzial-Schlichtungsausschüsse als Berufungsinstanzen mögen jetzt eine Zweckmäßigkeit, vielleicht auch Notwendigkeit besitzen, für die Dauer werden sie nicht beibehalten werden können, weil ihre Anrufung für die Leute außerhalb des Sitzes des Provinzialausschusses viel zu umständlich ist. Es werden viele Rechtsuchende die Anrufung wegen der damit verbundenen Erdvermisse unterlassen. Es sollte baldigst eine Aenderung des Gewerbegerichtsgesetzes vorgenommen werden, in das die Neuerungen aufgenommen werden können.

Fr. Kl.

Aus unseren Ortsgruppen

Kolleginnen! Führt dem Verbands neue Mitglieder zu!

Berlin. Einen guten Erfolg für unsern Verband brachten zwei Versammlungen in Grunewald und Friedenau, in denen die Abgeordnete Frau Tesch-Krankfurt a. M. über „Die Hausangestellte einst und jetzt“ referierte. Besonders die Versammlung in Grunewald, die in der schönen Aula der Gemeindefabrik stattfand, war sehr gut besucht. Frau Tesch verstand es in vortrefflicher Weise, den Hausangestellten vor Augen zu führen, wie sie stets eine Ausnahmestellung eingenommen haben. Sie ging bei ihren Ausführungen von der Zeit der Weibereidenschaft aus und schilderte den aufmerksamen Zuhörerinnen die Entstehung der Gewerbeordnung. Erst die Revolution hat die Hausangestellte zur freien Arbeiterin gemacht. Nun, da die Schranken gefallen sind, gilt es weiter zu arbeiten, damit auch für die Hausangestellten angemessene Lohn- und Arbeitsverhältnisse erlärmt werden. Reicher Beifall lohnte die Rednerin.

In der Diskussion trat die Leiterin des Reichverbandes auf und suchte für ihr Eichenmonatskind Mitglieder zu werben. Sie hatte damit aber kein Glück. 60 Kolleginnen vollzogen den Beitritt zu unserm Zentralverband.

Breslau. Am 20. Oktober hielt unsere Ortsgruppe eine große öffentliche Versammlung im Gewerkschaftshaus ab, die recht gut besucht war. Referent Herr Peifer machte den Anwesenden in längeren Ausführungen die Vorteile unserer Organisation klar und warnte vor dem Eintritt in den Reichverband. Ein Mitglied desselben versuchte andauernd, unsere Versammlung zu hören, bis schließlich die Vorsitzende Frau Kunert von ihrem Standort herandrückte und dem betreffenden Herrn die Versammlung verbot. Als derselbe sich daraufhin nicht entfernte und weiter hörte, wurde er mit allgemeiner Zustimmung zwangsweise entfernt. Abschließend konnten wir unsere Versammlung, in der sich etliche Angestellte und Hausfrauen zum Wort meldeten in Ruhe zu Ende führen. Birta 80 Neuaufnahmen waren der erfreuliche Erfolg derselben.

Am 12. November tagte unsere monatliche Mitgliederversammlung. Unsere Vorsitzende, Frau Kunert, erstattete ausführlichen Bericht über den Verbandstag, der mit großem Interesse verfolgt wurde. Gewerkschaftssekretär Peifer erläuterte einige Punkte noch besonders. Darauf folgte Neuwahl von Vorstandsmitgliedern und Stellungnahme zur Weihnachtfeier am 27. Dezember im Gewerkschaftshaus.

Bereits am 14. November hatten wir wieder eine öffentliche Versammlung in der Wilhelmshagen, im Südosten der Stadt. Frau Schilling, Mitglied der Nationalversammlung, hielt einen sehr belehrenden Vortrag. Arbeitersekretär Herr Peifer referierte über das Thema: „Die deutschnationalen Hausfrauen gegen Sonntagsruhe und freien Nachmittag der Hausangestellten.“ — Die Vorsitzende, Frau Kunert, schilderte in anschaulicher Weise die Not der jüngeren Kolleginnen. 35 Neuaufnahmen brachte uns diese Versammlung, welche nur durch Zettelteilung der Mitglieder zustande gekommen war.

Am Bußtag veranstaltete unsere Vorsitzende einen Familienabend mit Gesangsvorträgen und Rezitationen. Frau Stadterordnete Schramm hielt eine sehr herzlich aufgenommene Festrede. Auch hier wurden eine Anzahl Aufnahmen gemacht.

Unsere Mitgliederversammlung am 22. November war recht gut besucht. Die Vorsitzende, Frau Kunert, lärtete die Anwesenden über Art und Tätigkeit des Schiedsgerichts auf. Frau Kunert bemüht sich mit Erfolg, die Mitglieder zu reger Mitarbeit heranzuziehen. Es sind schon viele Mädchen als Vertrauenspersonen tätig, gut es doch, den Verband immer mehr zu stärken. G. Fischer.

De'menhorst i. O. Das hiesige Gewerkschaftskartell hatte für Donnerstag, den 23. Oktober d. J., eine öffentliche Versammlung der Hausangestellten zwecks Gründung einer Ortsgruppe unseres Zentralverbandes im Lokal „Eldenburg Hof“ einberufen. Es war von Seiten der Hausangestellten dem Aufruf zahlreich Folge gegeben.

Als Referentin hatte das Kartell die Vorsitzende der Ortsgruppe Bremen, Frau Larder, gewonnen, die in ihren Darlegungen den Zweck und die Ziele des Verbandes den Anwesenden in anschaulicher Weise vor Augen führte. Der Erfolg war, daß nach reger Diskussion sich 35 Hausangestellte zur Aufnahme in den Verband meldeten.

Am 2. November fand die erste Mitgliederversammlung statt, die in Anbetracht der kurzen Zeit des Bestehens der Ortsgruppe gut besucht war. Es handelte sich hier darum, Richtlinien aufzustellen, um in der nächsten Zeit alles, was für das Gedeihen einer Ortsgruppe nötig ist, in Angriff zu nehmen. Es wurde von der Versammlung ein provisorischer Vorstand, bestehend aus fünf Personen, gewählt, dem das weitere Ausbauen der Ortsgruppe in die Hand gegeben wurde.

Nun heißt es aber für alle: Agitiert tatkräftig mit und besucht fleißig die Versammlungen, dann können wir auch für Delmenhorst bald bessere Zustände für alle Hausangestellten schaffen. G. Fischer.

Hersfeld. Die Hausangestellten hielten am Bußtag eine Versammlung im Hotel Stern ab. Die Versammlung war gut besucht. Zur Tagesordnung stand: Die Antwort der Hausangestellten auf die Verhandlungen der eingeleiteten Kommissionen. Einstimmig lehnten die Angestellten das Anerbieten des Hausfrauenvereins ab. Der Vorstand wurde beauftragt, den Schlichtungsausschuss anzurufen. Ferner wurde der Vorstand beauftragt, einen eventuell notwendigen Streik der Hausangestellten vorzubereiten. Sollte der Streik nötig werden, so werden die Arbeiter solange ihre Klaffengenosinnen zu sich nehmen, bis die Herrschaften geneigt sind, die berechtigten Wünsche der Angestellten zu erfüllen. 30 neue Aufnahmen in den Verband war das Resultat, das die Hausfrauen durch ihre verkehrte Stellungnahme erreichten. Nach der Vorstandswahl fand die Versammlung ihr Ende.

Versammlungskalender

Freundinnen und Bekannte sind herzlich zu allen Veranstaltungen eingeladen.

Dresden. Unser Büro befindet sich vom 1. Januar 1923 ab Wettiner Platz 10 („Volkzeitung“, Hintergebäude) 3 Treppen links.

Donaueschingen. Am 22. Januar, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Ribbenbergstraße, Zimmer 4: Mitgliederversammlung. Alle weiteren Mitgliederversammlungen finden jeden vierten Donnerstag im Monat in denselben Räumen statt.

Unsere Pöbstchen finden jeden Donnerstag im Volkshaus, Ribbenbergstraße Zimmer 2, statt. Zahlreiche Beteiligung erwünscht. Der Vorstand.

Dezemberabend.

Campehimmels fällt in gelben Fleden
Auf den Bürgersteig. Ein Frösteln peitscht im Wind.
Kraftfahrzeuge laufen um die Ecken,
Räder rollen. Und der Tag verrinnt . . .

Kleine Händler — Kinder noch — die bieten
Waren an: S'reichhölzer, Karlen Land.
Und die Nacht hat zarte Eisesblüten
Hingehaucht auf jede Scheibenwand.

Kinderarme sich dir bittend heben
Scheu entgegen: Vermögen sahl und dürr.
Sank der Tag auch, gelst der Kampf ums Leben
Doch noch weiter laut sein Stimmgeschwirr.

Und das Herz krampt dich sich bang beim Schauen . . .
Aus dem dunklen Winterbängen spinnst
Not und Leid und düstres Sorgengräuen . . .
Großstadtelend! Frösteln peitscht im Wind . . .

Kollegen und Kolleginnen! Besucht alle Veranstaltungen Eurer Ortsgruppe :: Bringt zu den Vorträgen sowie Vergnügungen stets Kolleginnen, Freundinnen und Bekannte mit! Werbt Mitglieder! Bezahlt regelmäßig Eure Beiträge! Meldet stets die neue Adresse!

Unselich.

Von Jakob Kasquin.

(Das Höchste ist der Mensch.)

Ein alter Bekannter vom Lande, ein guter treuer Mensch hatte mich eingeladen, doch einmal für ein paar Tage sein Heim für das meinige anzusehen. Er kannte meine Vorliebe für Wald und Flur und Landleben. Erst ein halbes Jahr später, als ein goldiger Herbst auf dem Lande lag, konnte ich seiner Einladung Folge leisten. Bei meiner Ankunft merkte ich sofort, daß im Hause etwas nicht in Ordnung sei. Eine gedrückte Stimmung trat bei meinem Empfange, bei den Vorbereitungen für meine Unterkunft u. a. deutlich in die Erscheinung, trotz aller Freundlichkeit, die man zeigte. Als ich durch das Wohnzimmer schritt, sah ich neben dem Ofen einen Kinderwagen stehen, der auch anscheinend bewohnt wurde. Auf dem Hofe begegnete mir die Tochter mit rot umränderten Augen, mich scheinbar grüßend.

Da ich durch das stundenlange Gehen ziemlich müde war, ging ich an diesem ersten Tage früh zur Ruhe.

Noch heute weiß ich nicht, was mich eigentlich am andern Morgen weckte, ob der strahlende Herbstmorgenschein oder die grollende Stimme des Bauern, die dumpf durch die Decke heraufstolzte. Mehrmals meinte ich die Worte Gast, Schande, schämen und ähnliche zu hören. Ich stand nicht eher auf, als bis sich das Unwetter da unten verzogen hatte und trat bald darauf frisch und munter in die Wohnstube ein. Sie war leer. Und doch schlugen mir beim Eintreten die Stimmwellen eines komischen Duetts entgegen. Zwischen den hohen schmetternden Tönen des Kanarienvogels klang leise das weinende Aeh—e Aeh—e Aeh—e eines jungen Kindes. Der Kinderwagen stand wieder an derselben Stelle, und in ihm lag, schluchzend und die kleinen Augen voll von wasserhellen Tränen, ein etwa vier Monate altes Kind. Die Armechen waren frei und schlugen aufgeregt in die enge Welt des Schlafraumes hinein; die Weichen steckten im weißen Wickel. Behutjam nahm ich das Kind aus dem Wagen auf die Arme, und — wie abgetrennt war der große, große Schmerz. Die Tränen perlten auf den geröteten Backen, und verwundert sah mich das holde Menschenblütchen an, als wolle es sagen: „Manu, was bist Du denn für ein Kerl?“ Ich weiß es nicht, wie es ist. So viele Nachkommen meine Frau und ich auch haben, wenn ich noch heute solch ein Kindchen auf den Arm nehme, wenn ich in dies so klare und doch so unergründliche Geheimnis der Augen sehe, wie wird es mir so warm, so wohl, so heilig ums Herz. Als wenn ich das Geheimnis des Lebens, als wenn ich das Heil der Welt auf den Armen trüge.

Und trage ich denn nicht in Wirklichkeit den heiligen Graf? Ist es nicht das Höchste, was die Welt ausgeben kann? Ist es nicht der Zweck allen Menschenlebens auf dieser Erde, sich selbst zu erhalten, zu erneuen im jungen Menschenkinde? Können wir nicht im Alter, das Kind unseres Kindes auf dem Arm, sagen: „Ich habe das Heil gesehen. Meine Erdennacht ist abgetan, Welt, ich kann geben?“ Ich drückte das Kleine behutjam an mich. Durch die diamantenen Wasser lächelte es nun mich an, als seien wir zwei seit langem alte gute Bekannte.

In diesem Augenblick öffnete sich die Türe und mein Freund Gerhard schritt ins Zimmer. Ueberrascht blieb er stehen; ich sah, wie sich quer über seine Stirn Falten des Unmuts legten. „Na, Jakob, seit wann bist Du denn Kinderwärter geworden? Wirf den Bastard in seinen Wagen dort!“

Diese Worte erklärten mir sofort die Schwüle im Hause, ich wußte schon alles. Nun liegen bei mir die Dinge so, daß man mir bei meiner dicken Haut schon immer etwas sagen darf, daß ich aber auch sehr grob werden kann, wenn durch den Menschen das Menschentum verlernt wird. „Sage mal erst guten Morgen, und dann komme mir nicht mit solchem eifligen Ausdruck bei diesem herrlichen Menschenkinde! Weißt Du übrigens, was ein Bastard ist?“

„Ja zum Teufel,“ sagte er, indem er sich setzte und mit seiner Bauernfaust auf den Tisch schlug, „soll ich mich vielleicht bei meinem gnädigen Fräulein Tochter vielmals bedanken, daß sie mich zum Großvater gemacht hat!“ Und dann kam, wie ein Bergbach, schäumend, sich überschlagend, zurückrollend. Der ganze Groll übernannte ihn. Der Kern der Sache war der fast alltägliche. Sie hatten einander so lieb. Und der göttliche Funke hatte gezündet, der der Welt stets neuen Geist und Stoff verleiht. Seine Kraft leuchtete mir entgegen aus den Augen des Kindes in meinen Armen. Und zwei Schritte davon sah der Großvater und donnerte weiter: „Und nachdem er meiner Familie die Schande aufgeladen hat, geht der Bürsche hin und bricht im Steinbruch den Hals. Schämen muß

man sich auf seine alten Tage vor allen Menschen, daß man eine solche Tochter großgezogen hat. Und was mußt Du denken von einer Familie, in der solche Sachen passieren!“

Die Frau des Bauern, die leise eingetreten war, nahm mir still aufsteigend das Kind vom Arme. Nach ihm, daß sie schwer mit unter der ganzen Geschichte litt. Zum Bauern aber fuhr ich herum, als ich die Arme frei hatte und rief, mir ebenfalls einen Stuhl nehmend: „So, nun aber mal hübsch still, Gerhard, jetzt läßt Du mich mal reden! Wenn denn auch in diesem Punkte die halbe Welt verrückt denkt, so hatte ich Dich doch zu den Vernünftigen, Weitberzigern gezählt. Deine ganze Erzählung von Schande, von schämen, von der unerzogenen Tochter war blanker Unsinn. Wir beide sind ja auch jung gewesen und brauchen also einer dem andern nichts vorzuhacken. Sage mir mal vor allem, hat nicht ebenso gut wie mir der Dampffuß Dir und Deiner Braut in den Tagen des jungen Glückes das hohe Lied der Liebe gesungen? Hier steht Deine Frau — Wahrheit! Sage frei heraus, konnte Euch nicht dasselbe passieren, was Deiner Tochter, was Millionen anderen passiert ist? Sieh, weil Du nicht im Steinbruch den Hals brachst, ist Deine Frau heute eine ehrbare Frau! Worst Du ein Lumm, war Deine Frau damals schlecht? Blödsinn, sage ich Dir. Und ist nicht all denen, deren Verachtung Du hier im Dorf fürchtst, genau so ergegangen? Also ist die Verachtung nur Scheinheiligkeit, weil jeder Mensch in dieser menschlichen Sache vor seiner Türe zu kehren hat. Und die Schande ist demnach Einbildung!“

„Was Du von Dir und mir und meiner Frau sowie allen Dorfgemeinschaften sagst, Jakob, wird wohl seine Richtigkeit haben!“ meinte nun Gerhard. „Wir im Volke heiraten aus Liebe und die wartet nicht immer auf die Unterschrift eines Standesbeamten oder den Segen eines weltfremden Priesters. Aber ich glaube, auch alle, die aus anderen Gründen heiraten, werden ihre Register voll haben. Und doch ist keine Einbildung mit der Schande. Du weißt ganz genau, Jakob, wie tausende Familien darunter leiden, wie viele Menschen dadurch ins Elend kamen, zugrundegingen. Und es muß doch auch eine Ordnung sein in diesen Dingen.“

„So, so, eine Ordnung muß sein in diesen Dingen!“ rief ich und schlug nun meinerseits in meiner Erregung mit der Faust auf den Eichentisch, der sich aber daraus gar nichts zu machen schien. „Ist das eine Ordnung, wenn aber Tausende unheimlich leiden? Kennst Du das eine Ordnung, die das höchste Naturgesetz mit Füßen tritt? Hat Dein Herrgott dieses Gesetz in Dich hineingepflanzt, daß es Dir zur Schande werde? Gerhard, das ist eben eine falsche Ordnung! Sieh, damit soll nicht die Ehe angegriffen, keine freie Liebe gepredigt werden. Aber Gerechtigkeit soll in unserm Sittengesetz walten. Verständnis soll die Gesellschaft dafür haben, wenn ein armes, seltsames Menschenkind im Laumel der glücklichen Stunde, die die Naturkraft ihm schenkt, ihm aufzwingt, die dünnfadige Buchstabenangrenzlinie überschreitet. Laßt nicht die Natur dazu, freut sie sich nicht dieser Kraft? Gerhard, diese Kraft ist wahrhaft göttlich, denn sie ist ja die Erhalterin alles Lebens. Und die soll zur Schande werden, wenn durch irgendein Unglück das Glücksband gerissen wird oder wenn einer der beiden sich einen anderen Gefährten sucht? Sieh dieses holde Menschenkind hier auf dem Arm Deiner Frau! Ist es weniger holdselig, sind ihm weniger Fähigkeiten mitgegeben, ist die Welt ihm weniger schön, weil der Vater nun nicht im Kirchenbuch eingetragen ist? Wenn wir ihm die schöne weite Welt nur nicht verengen! Warum soll dies liebliche Wesen denn weniger Daseinsberechtigung haben? Sage mir das, Gerhard!“

Gerhard schwieg. Die Frau meinte leise in sich hinein. Ich aber rief: „O Ihr Armen im Geiste, Ihr Hungernden im Herzen, Ihr Vertreter der Seelen, Ihr glaubt an einen Gott? Und bedeckt sein herrlichstes Werk, sein Ebenbild, mit Schande! Bleibt mir da mit euren gotteslästerlichen, engbrüstigen Tendenzen. Ihr wollt Sitte predigen und seid im Allerhöchsten unbillig! Eure Sitte ist Sünde! Denn das Höchste ist der Mensch! Und darum Seiebet her, die den Menschen schützen in seiner Gottähnlichkeit, die ihn nicht mehr länger unter dem Tier lassen.“

Meine Hand schmerzte mich nun, denn der Eichentisch war doch stärker. Ich hatte trotz meiner Erregung durch die halbgeöffnete Türe auf dem Flur mehrmals etwas vorbeihuschen sehen. Und plötzlich ging weit die Türe auf und herein flog auf mich zu des Bauern Tochter, mit einem Schrei meine Knie umfassend. Und dann brach los mit Urmacht, all das Leid, die Unterdrückung und Qual der letzten Monate. Fürchterlich mußte das arme Mädchen gelitten haben. Und warum? Weil es ein Mensch war! Ich aber hob das Mädchen sanft auf und führte es an die Brust des Vaters. Dann ging ich still hinaus.

Friedensweihnachten.

Von Anna Dlos, M. d. R.

Wieder Weihnachten im Frieden! Wie ein Traum liegen sie hinter uns, die letzten Weihnachtsfeste, die wir feiern mußten, während die Menschheit sich geteilt hat; während ein Meer von Wut, von tostbarem Menschenblut dahinströmte, während Hügel sich türmten auf Hügel, die Menschenleiber bargen, während Ströme von Tränen flossen und Seufzer und Jammer die Luft erfüllten, feierten wir Weihnachten, „die Zeit des Mitleids und der Güte“, wie Lenau die Weihnachtszeit in seinem „Saborarota“ nennt. Mitleid und Güte, wie schienen sie aus der Welt verschwunden, deren Antlitz verzerrt war von Haß und Rache.

Mitleid und Güte, sie sind ja der Grundgedanke der Weihnacht, die wir feiern, wie unsere Vorfahren sie schon vor mehr als tausend Jahren feierten. In dieser Weidenacht, mitten im kalten Winter, erinnert sich die Menschheit zu allen Zeiten, wie sie es auch heute noch tut, daß, so tief sie auch das Leid beugt, so schwer sie daniederliegt, so sehr alles Schlechte zu triumphieren scheint, daß es Erfüllung gibt uralter Sehnsucht, daß sie den Glauben nicht verlieren darf an Frieden, an Freiheit, die so tief wurzelt im menschlichen Herzen.

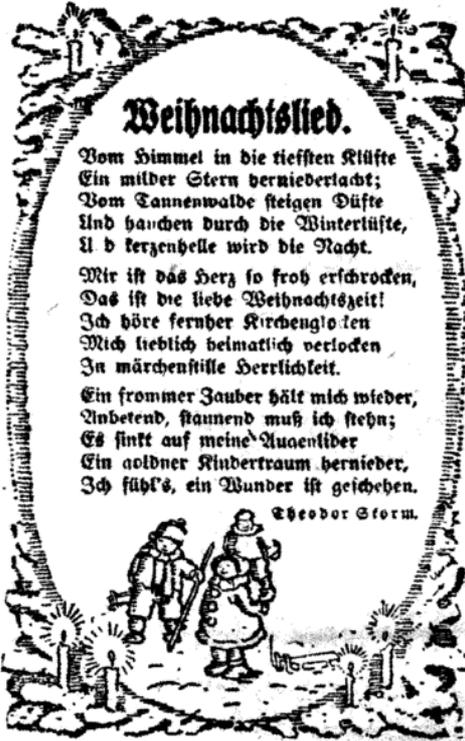
Das ist ja der tiefe Sinn, der dem uralten Gebanten der Weihnacht unserer germanischen Vorfahren zugrunde liegt. Loki, der alles Schlechte, Reid, Haß, Nachsicht, verleiht, haßt Valder, den Liebhaber der Götter und Menschen, die Verförperung des Lichts, der Freude, und er sinnt sein Verderben. Die Mutterliebe sucht den Sohn vor der Lüge Lokis zu schützen. Freya wandert über Berg und Tal, durch Sonnenbrand und Regen, und sie beschwört alle Geschöpfe, alle Pflanzen, ihrem Liebling nichts zuleide zu tun. Aber sie vergißt das unscheinbarste Pflanzchen, die Krippe. Und Loki gibt sie dem blinden Öddur in die Hand und verwandelt sie in den tödlichen Speer, der Valders Leben vernichtet.

Ist es nicht in der ganzen Menschheitsgeschichte bis auf unsere Zeit so gewesen? Hat nicht immer Haß und Reid das Verderben erstrebt von allem, was Licht und rein ist? Und war es nicht immer die Mutterliebe, die gesucht hat wie ein Stern, die sein Opfer schme, die Treue hielt, wenn alle Treue geschwunden schien? Und hat nicht immer Haß und Rache ein blindes Werkzeug gefunden, um Verderben in die Welt zu bringen? Valder erliegt dem Haß Lokis. Was ihm stirbt Rama, seine Gattin, und wieder ist es Frauentreue, die so eng verknüpft ist mit dem Glauben unserer Väter. Das Licht der Welt scheint erlöschen. Ein Leuchtend bedeckt die Erde, aus der Sonne, Licht, Freude, Freiheit geschwunden scheinen. Aber der Schwertknauf, auf dem Valders und

Ramas Leichen liegen, „gibt der Welt einen neuen Schein“. Die loernden Flammen künden, daß ein helles Licht durch die Finsternis leuchtet mit der Gewißheit, daß Haß und Reid, daß alles Schlechte wohl einen Augenblick triumphieren können, daß aber die Sehnsucht nach Licht, nach Freiheit, nach Frieden sich erfüllen muß, weil sie unsterblich ist im menschlichen Herzen.

Der Glauben an die Erfüllung dieser Sehnsucht war es ja, der uns getragen hat all die langen bangen Kriegsjahre hindurch. In diesem Glauben haben wir die Kriegswihnachten gefeiert. Wir haben die Kerzen der Weihnachtsbäume immer wieder entzündet in der Gewißheit, daß sie der Welt einen neuen Schein geben mußten. Die Menschheit gerleifchte sich. Aber die Frauen entzündeten die Kerzen der Liebe. Sie glaubten, daß Haß und Rache eines Tages nicht mehr triumphieren würden. Und die Mutterliebe, die der Verzweiflung nahe, die die härtesten, die schwersten Opfer hatte bringen müssen, sie verlor den Glauben nicht an hellere, lichtere Tage für Kinder und Kindeskinde. Das Weihnachtsfest, das Fest des Mitleids und der Güte, es ist das Fest der Frauen, der Mütter, der Kinder seit uralten Zeiten. Und dann ist es ja so recht eigentlich auch ein Fest des Friedens. Noch liegt die Welt in schwerem Wahn, in Winternacht. Noch sind die Tränen nicht getrocknet. Noch bluten wir aus tausend Wunden. Tausende unserer Brüder schmachten noch in Gefangenschaft. Hunderttausende, mit denen wir einst frohliche Weihnachten feierten, kehren nie wieder. Und trotz allem leuchtet der Welt ein neuer Schein, mitten im kalten Winter, denn dieses Weihnachtsfest ist ein Friedensweihnachtsfest. Mitleid und Güte will wieder einziehen in der Welt. Und so finster es noch ist, die Frauen sollen Fackeln entzünden, Fackeln, die der Welt künden, daß es noch Wege gibt, Wege der Veröhnung und Verständigung. Aber den Glauben dürfen wir nicht verlieren, den festen Glauben, daß Frieden und Freiheit nicht tot sind, daß sie leben, wenn wir den festen Willen haben, sie wieder lebendig zu machen. Diesen Willen müssen wir einpflanzen in die Herzen unserer Kinder. Sie sollen begreifen, daß Weihnachten das Fest des Mitleids und der Güte ist. Weihnachten feiern im Krieg, die

ganze Bitternis dieses Gedankens haben wir empfinden müssen. Weihnachten im Frieden, als das Fest, das der uralten Sehnsucht der Menschheit nach Frieden auf Erden Ausdruck gibt, dies Weihnachten wollen wir jetzt feiern mit unseren Kindern. Und niemals wieder sollen die Fackeln erlöschen, die der Welt in Frieden und Freiheit leuchten, wenn Mitleid und Güte, wenn Veröhnung die Herzen in der Weidenacht erfüllt.



Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefsten Klüfte
Ein milder Stern berniederlacht;
Vom Tannenwalde steigen Düfte
Und hauchen durch die Winterklüfte,
U b Kerzenhelle wird die Nacht.

Wir ist das Herz so froh erschrocken,
Das ist die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimlich verlocken
In märchenstille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, kummend muß ich stehn;
Es sinkt auf meine Auentlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehen.

Theodor Storm.

Dienstboten-Weihnacht.

In den Strazenzügen der Stadtteile, in denen die begüterten Leute wohnen, merkte man wenig von der Not der Zeit. In den Schaufenstern der Lebensmittelhandlungen lagen dieselben ledernen Waren ausgestellt, die die Friedenszeit kannte. Und was es nicht auf geradem Wege gab, konnte man hinterherum kaufen. Freilich kostete das schweres Geld, aber man hatte es ja dazu. Die Geldscheine statterten dem, der sich auf ihr Singen verlegte und die nötige Dosis Skrupellosigkeit besaß, nur so zum Fenster hinein. Für die Angehörigen der bescheidenen Klassen gab es so ziemlich keinen Wunsch, der sich nicht erfüllen ließe. Da fehlte es weder an Lebensmitteln, noch an Kleidung, an Schmutz oder Brennmaterial. Und was die Lieferanten nicht selbst ins Haus brachten oder die Post beförderte, das mußten die Hausangestellten holen. Man gab sich auch gar nicht große Mühe, auf ihre Verschwiegenheit zu rechnen. Man zahlte und kaufte dadurch nicht nur ihre Arbeitskraft, sondern auch ihre Verschwiegenheit.

Und doch fühlten sich die Dienstboten keineswegs wohl in dem großen, luxuriösen ausgestatteten Hause. Die Hausfrau war eine großzügige, durch die wirtschaftliche Konjunktur emporgelkommene Person. Schon während der ganzen Tage vor dem Fest hatte sie die Hausangestellten ihre

dieneude Stellung fühlen zu lassen. Nun war der Weihnachtsabend gekommen. Im Wohnzimmer war „aufgebaut“ worden: Für jeden Dienstboten war ein Teller mit fleckigen Kesseln hingestellt worden. Ein Paar Handschuhe lagen daneben und ein Kuvert mit dem halben Monatslohn. Der familientisch in unmittelbarer Nähe des kerzenstrahlenden Nadelbaumes bog sich förmlich unter der Fülle erlebener Geschenke: Bücher und Noten, von der Höhe der Geldgeschenke verriet das verbergende Kuvert nichts.

Mit einer knappen Handbewegung wurden die Hausangestellten in das Zimmer hineingewinkt. Sie hatten ihre Geschenke in Empfang zu nehmen, ihren pflichtschuldigen Dank abzustatten und dann den Raum so rasch wie möglich zu verlassen. Die Herrschaft hatte ihre Schuldigkeit getan. Die Beschenkten durften froh sein, so gut abgeschnitten zu haben. In anderen Haushaltungen machte man weniger Federlesen. Der Festakt war rasch vorüber. Die Arbeit begann von neuem. Das Festmahl begann nun. Und wenn die Speisen aufgetragen wurden, dann brauchte man wieder arbeitsfreudige Hände und festfrohe Gesichter. Denn wozu hatte man denn Dienstboten und beschenkte sie? ...